

treffen können. Ein bisschen amüsiren möchte sie sich. Manchmal denkt sie: vielleicht hat sie überhaupt ihren Beruf verfehlt. Sie hätte nicht heirathen sollen; schreiben hätte sie müssen — zuerst ganz bescheidene *impressions de voyages, où j'aurais fait ma petite Bourgette tout en restant moi* und dann langsam in den grossen Roman hinauf! Ja, das wär' etwas für sie gewesen!

In diesen zwei Typen der Generation ist der Roman des «*Nouveau Jeu*». Die Anderen sollen nur helfen, noch mehr aus ihnen zu holen und sie deutlicher zu gestalten. Für sich bedeuten sie nicht viel: die übliche Kokotte nach der Schablone, die am Ende Chatelaine und fromm wird und ganz verwundert ist, wie nett die anständigen Leute eigentlich sind: *qu'on en dise, il y a de braves gens dans le monde bonnête*; und der Impressionist nach der Schablone, der Maler Mantel, der alle Wangen violett sieht, bis er Akademiker wird und das Portrait des Grossrabbiners und den Plafond für den Erzbischof malt und über Bouguereau und Cabanel keinen Spass mehr versteht: *ne plaisante pas: ils ont du talent, et puis ça vaut cher*; und endlich der Vater Labosse, der verfeinerte Vater der Madame Betsy, der *vieux marcheur*, für den Alles Zote ist — *moi, tout me donne des idées!*

Das ist das «*Nouveau Jeu!*»

12.

Maurice Barrés.

I.

(Oktober 1892.)

Unter den „Jungen“ in Frankreich ist es keinem rascher geglückt als Maurice Barrés. Sein erstes Buch merkten kaum einige Sonderlinge des Geschmacks, die geflissentlich Ungekanntes suchen. Aber schon das zweite brachte ihm den Ruhm.

Heute heisst er Meister, gilt neben Zola und Bourget und hat seine Schule, die wächst. Es ist eine grosse Begeisterung um seinen Namen. Man liebt den feinen Künstler seltener, ausgesuchter Sensationen. Man amüsiert sich über den paradoxen Scherz, dass dieser *«dandy de lettres»* als Boulangist candidirte und der Abgeordnete der Socialisten von Nancy wurde. Man verehrt die köstliche Form seiner hellen, knappen, straffen Sätze, die doch unsäglich melodisch und wie in Flieder getaucht sind. Aber die Freunde, die Schüler verlangen für ihn noch eine besondere, über die Litteratur greifende Würde. Sie rühmen gern in dunklen, schauerlichen Worten seine Philosophie, als ob da endlich die Erlösung aus allen Qualen und der Friede wären. Sie stellen ihn neben Schopenhauer und Kant. Sie reden von ihm als den Apostel der Zukunft, wie etwa die deutsche Jugend jetzt von Friedrich Nietzsche redet.

Man muss also prüfen, ob er wirklich ein Philosoph, ein neuer Philosoph und, wie sie meinen, der eigentliche Philosoph der Zeit, jener Heiland unserer Sehnsucht ist, der für alle Räthsel, alle Zweifel eine tröstliche Weisheit hat. Man muss sein System oder was dafür ausgegeben wird, prüfen. Es ist in drei Büchern mitgetheilt: *«Sous l'œil des barbares»*, *«Un homme libre»*, *«Le jardin de Bérénice»*; zwei zierliche Heftchen, *«Huit jours chez M. Renan»* und *«Trois stations de psychothérapie»* glossiren es, und in *«L'ennemi des lois»**) der vor einer Woche erschienen ist, wird es an einem besonderen Falle verhandelt.

Die Barbaren, gegen die er um Freiheit streitet, sind die „Anderen“, die Fremden. Er lässt nichts gelten als das eigene Ich. Das Andere ist morsch und schwach. Was immer sonst Kraft und Richtung geben mochte, alle Moral, Religion, das nationale Gefühl wankt. Wir

*) Alles bei Perrin & Cie. Paris.

können auf nichts mehr vertrauen und möchten doch eine verlässliche Regel, Halt und Stütze, eine Gewähr. Wir haben nichts, dem Zweifel zu widerstehen, als nur uns selber. An uns brauchen wir nicht zu glauben, weil wir uns fühlend wissen. Nur in uns ist Verlass und Treue. Nur das Ich verdient die Liebe.

Wer das Leben anders träumt, wie fein und auserlesen dieser Traum auch sei, den empfindet er als Fremden und als Feind. Er ist ihm ein Ausländer an der Seele, ein Barbar, den er aus seinem Bezirke verweisen muss. Lüge und Unverstand ist Alles ausser dem eigenen Ich. Frei und einsam muss er darum werden, wenn er wahr werden will. Aber auch der Einsame, der die Anderen überwindet, hat noch ihre Spur. Er ist nicht mehr rein. Unmerklich hat ihm das Leben fremde Elemente in die Seele gemischt. Er muss sich läutern. Er muss die Barbaren nicht bloss um sich, er muss sie auch aus sich vertilgen. So erst wird aus dem einsamen der freie Mensch.

Aber dann werde, von dem Anderen gereinigt, der freie Mensch auch ganz und erfülle sich. Er kräftige und steigere und vollende sich. Er trachte seine ungetrübte Natur zu erkennen, zu entfalten, zu erschöpfen, bis alle Gaben aus ihr geholt und ihrer letzten Heimlichkeiten bewusst sind. Dann erst lebt er.

Freilich geschieht an dem einsamen, freien und erleuchteten Ich, wenn seine ganze Fülle gehoben ist, am Ende ein seltsames Wunder. Es findet im Kerne seines befreiten Lebens ein anderes Leben versteckt. Es fühlt sich auf einmal als Theil und verbunden. Es fühlt, wenn es ganz für sich ist, dass es Nichts für sich ist, sondern einer ewigen fremden Kraft gehört. Es fühlt, dass es nur als *un instant d'une chose immortelle* gilt, und fühlt sich gleich und eins mit Allen.

Das ist die neue Philosophie, welche viele Schüler mit so beklommener Andacht verehren. Man sieht gleich,

dass es überhaupt keine Philosophie ist: es drückt Stimmungen aus, auch Gefühle, selten Gedanken — eine Rechnung der Vernunft mit der Welt zu einer begreiflichen Ordnung der Dinge versucht es gar nicht einmal. Und man sieht auch gleich, dass es durchaus nicht neu ist: alle Gründe gehören Anderen; man kennt sie lange aus dem philosophischen Anarchismus von Fichte und Stirner bis auf Nietzsche und Mackay.

Es ist nur eine Marotte des Barrés, sich philosophisch zu vermunnen. Er hat ebensowenig mit der Philosophie zu thun als mit der Psychologie, in der er auch als ein neuer Meister ausgerufen wird. Wenigstens hiess sonst Psychologe, wer in den Seelen forscht und die Ereignisse verzeichnet, welche in den verschiedenen geschehen, und wie sie anders an diesen, anders an jenen geschehen. Aber er bekennt nur stets die eigenen gesuchten Heimlichkeiten, in welchen er schwelgt. Das hat man bis heute niemals Psychologie, das hat man immer Lyrik genannt.

Seine Lyrik hat nur ein unerhörtes Thema, das verblüfft: sie singt nicht von der Liebe, nicht vom Frühling, vom Wein, sondern sie singt die Gefühle der künstlerischen Schöpfung, das Wehe und die Lust des Künstlers um die Kunst, allen Stolz, die vielen Entmuthungen und den Sieg. Und sie hat dazu eine neue Technik, ihre besondere Rhetorik, die ungewohnt leicht trägt: sie sagt Alles in Gleichnissen und Symbolen. Darum wird sie verkannt, obwohl sie sich selber ganz ehrlich angibt: „Es handelte sich nicht so sehr darum, ein logisches Werk zu verfassen, als in wirksamen Zeichen gewisse Stimmungen mitzutheilen,“ und ein anderesmal: „Es ist nicht meine Aufgabe, zu beweisen und zu überzeugen, sondern die Empfindsamkeit von Menschen dieser Zeit zu schildern.“

Wer einmal sein Wesen als lyrisch erkannt hat, dem wird auch vor dem famosen „Egoismus“ nicht mehr

bange, mit dem er so fürchterlich thut, vor dem Fanatismus der eigenen Laune. Er ist, wie anarchistisch er sich oft geberdet, im Grunde nichts, wenn man ihn recht versteht, als jener romantische Trotz des *quartier latin* gegen den *«bourgeois»*, weil der Künstler nun einmal keine andere Wahrheit als die eigene Empfindung verträgt und aus seinen Trieben die fremden Kräfte ausgeschieden will. Er kommt gerade von der rothen Weste des Gautier. Ja, man könnte ihn noch über die Romantik zurück verfolgen und für jeden Gedanken des Barrés ein Gleichniss in Göthe'schen Sätzen finden, für jedes Capitel ein Goethe'sches Motto: „Alles Edle ist an sich stiller Natur und scheint zu schlafen, bis es durch Widerspruch geweckt und herausgefordert wird,“ und „Man wird aus einem Dichter nie etwas anderes machen, als was die Natur in ihn gelegt hat. Wollt ihr ihn zwingen, ein Anderer zu sein, so werdet ihr ihn vernichten,“ und „Ich dünke, Jeder müsse bei sich selber anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus dann zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird. Ich habe immer dahin getrachtet, mich selbst immer einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern,“ und überhaupt das ewige Motiv, „dass der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäss ist“, um frei und ungehindert „aus dem Kerne seiner eigenen Natur zu wirken“. Das ist so bei Goethe und ist so bei Stendhal und ist schon bei Tasso das führende Gefühl gewesen. Nur dass Barrés das erstemal die Extase der Kunst zum Thema seiner Kunst nimmt.

Das ist neu, dass hier das Metier selber gesungen wird, die Gedanken, die Gefühle, die Stimmungen in Leid und Lust, welche um die Geburt von Kunst sind. Und neu, mit dem Stempel dieser Tage, ist an seiner Natur der unerhörte Verein von Nüchternheit und Rausch. Er liebt jenen ganz köstlichen und feinen

Staub und Schimmer an den Stimmungen, den wie die schwülen Seufzer von Blüthen, welche sterben, oder die verblassten Töne ferner Geigen keine Sprache, kein Gedanke fassen, halten, geben kann. Er liebt den Schwung und den Tumult von stürmenden Begierden, die erfinderisch nach ungekosteten Genüssen lechzen. Er liebt die Heimlichkeit der Träume und die laute Brunst. Aber er möchte sie immer vor die Controle des Verstandes gerückt, der keinen Moment sein kritisches Amt lässt und mitten in der Wildniss von nervösen Krämpfen als gelassener Reporter seine Glossen nimmt.

Er ist also in der Maske des Philosophen vielmehr ein Lyriker der lyrischen Krisen, aber der immer den Spiegel hält und nüchtern seinen Rausch betrachtet, erhitzter Mime zugleich und kalter Richter seiner Leidenschaft.

II.

(Dezember 1892.)

Ich habe ihn in der Kammer nur für einen Moment erwischt. Wir nehmen ein Rendezvous für morgen — sehr zeitlich, denn später ist wieder Sitzung. Rue Caroline 8.

Den andern Tag, pünktlich um Neun, bin ich da. Es ist kalt und nass und Frost und Nebel und Schmutz. Ich läute an dem einfachen und schlichten Hause, das nicht eben viel anders aussieht als jedes andere.

Das Thor geht ein ganz klein wenig auf, und in der Spalte ist eine resolute und respektlose Person mit einem grossen Besen, die mich rasch prüft und schätzt, und eine schlanke helle Dogge misst mich.

„Wohnt hier Herr Barrés?“

„Ja.“

„Melden Sie mich, bitte.“ Und ich reiche die Karte.

„Er schläft noch.“

„So wecken Sie ihn.“

„Er empfängt jetzt nicht —“

„Er hat mir ein Rendezvous gegeben —“

„Aber doch um Gottes willen nicht für diese Stunde — hoffentlich!“

Sie streckt den Besen und wird sehr ungemüthlich, und die weisse Dogge murt, dass ich sehe: es ist klüger, mich gütlich und milde zu erklären; sonst wird mir noch die Thür vor der Nase zugeschlagen. Und ich erzähle ihr, dass nämlich dann gleich wieder Sitzung ist. „O la la!“ sagt sie verdriesslich. „Immer diese politischen Geschichten!“

Und um sie zu rühren, weil der Pariser auch nicht widersteht, wenn man an sein gutes Herz klopft, erzähle ich ihr weiter, dass ich ein Ausländer bin, von da unten, weit, weit, an der Donau, neben Russland, wo die Türken sind, wie damals in der Rue du Caire der Exposition, und ein armer Journalist, der verloren ist, wenn er um seine Zeilen kommt. Da hat sie Erbarmen und lässt mich ein. Es wird in diesem Hause nicht umsonst die *religion de la souffrance humaine* gepflegt.

Ein kleiner schmaler Salon, weiss mit goldenen Leisten, rothe Felder, ein paar japanische Motive — Rococo, aber ins britisch Breite, Lässige, Bequeme übersetzt. Trauer und Eitelkeit wunderbar beisammen. Auf einem coquetten Piano Beethoven; zwischen Parfums eine offene Rolle Strychnin; ich suche, ob nicht irgendwo Manon auf der Nachfolge des Christ liegt. Die grosse goldene Harfe vor dem Kamin ist ein gutes Symbol der ganzen Stimmung: was Sentimentales, aber in einem stolzen Stoffe. Eine schmerzliche Eleganz verräth den mondänen Anachoreten.

Der Diener bittet mich hinauf in das Arbeitszimmer. Es ist gross, weit, schlicht, ernst und behaglich.

Es ist, was ich hier noch nicht gesehen habe: intim, nicht für die fremden Gäste, sondern zur eigenen Freude.

Wir rücken an den Kamin und wärmen uns und möchten plaudern. Es geht nicht gleich. Wir sind beide ein bisschen verlegen. Es ist wunderbar, wenn man Einen aus seinen Büchern lange liebt und ihn nun das erstemal leibhaft vor sich hat. Man weiss ganz Heimliches von ihm, das er dem besten Freunde nicht bekennen würde, und fühlt sich dennoch fremd.

Er scheint zuerst mit der langen, hageren, lässig ein wenig geneigten Gestalt in den weiten, schlaffen, faltigen Stoffen, wie irgend ein Blasirter aus der *«Haute»*, die jetzt gern im Geiste und in der Tracht die englischen Moden äfft, und die harte scharfe Zeichnung der entschiedenen und festen Miene unter dem schlichten, glatten, losen Haar hat ein bisschen das Maskenhafte und Starre von den fertigen Profilen alter Geschlechter. Aber die sanften braunen Augen sind zutraulich und gut, wie lustige junge Mädchen blicken, und die leise scheue Stimme, die sehr gravitätisch thut und doch ein inneres Lachen nicht verhält, hat eine süsse Heiterkeit von stiller Güte, wie die Hohenfels spricht. Und so weiss man bald, dass er bei manchen Mätzchen, welche bloss die Philister verdriessen sollen, doch die schlichteste, reinste und mildeste Natur ist, die sich nur den gemeinen Leuten nicht ausliefern will, auch das Banale fürchtet und lieber durch allerhand Seltsamkeiten unkenntlich werden möchte.

Ich sage ihm, wie die paar Menschen bei uns in Deutschland und in Oesterreich, die seitwärts vom Pöbel eine feinere Gesinnung pflegen und ihre gut europäische Seele gern mit schönen, feinen und gesuchten Dingen möbliren, wie diese Alle längst seine Bücher herzlich verehren.

Er lächelt leise. „Man hört so was immer gern. Aber ich habe noch einen besonderen Grund, mich zu

freuen, wenn bei Ihnen meine Sachen gefallen. Ich habe, als ich zu schreiben anfing, gerade im deutschen Geiste manche Anregung gefunden. Anregung ist vielleicht ein bisschen zu viel gesagt. Ich fühlte selber ganz deutlich, was ich wollte: von den derben, rohen, widerlichen Aeusserlichkeiten der Naturalisten weg in die Räthsel und Wunder der einsamen Seele, zur Cultur des Ich; und eigentlich war das nichts als eine Benennung des französischen Geschmackes auf sich selber, der immer psychologisch gewesen ist. Aber ich befestigte und bekräftigte mich damals an den deutschen Philosophen.“

„Fichte und Stirner —?“

„Stirner kenne ich nur nach dem Namen. Aber Fichte. Dem verdanke ich manche Wollust des Geistes. Das heisst: um das, was man bei Ihnen sein System nennt, hab' ich nicht viel gefragt. Ein philosophisches Examen über seine Werke würde ich schlecht bestehen. Aber sie machten mich trunken und heiss. Ich werde schwärmerisch und berauscht, wenn ich sie lese, wie man Verse liest oder den schwülen Märchen von fiebrischen Geigen lauscht.“

„Manche wollen auch Spuren von Nietzsche, der jetzt bei uns sehr modern ist, in Ihren Werken finden.“

„Ich kenne von Nietzsche nichts als ein paar Seiten, die neulich in einer von unseren Revuen waren. Die haben nicht besonders auf mich gewirkt. Ich weiss nicht warum, aber sie sagten mir Nichts, sie gaben mir Nichts, es geschah Nichts in mir. Vielleicht wenn ich mehr von ihm lesen würde —“

„Ich glaube nicht. Ich kenne so ziemlich den ganzen Nietzsche, aber ich kann auch die grosse Bewunderung nicht begreifen und nicht theilen. Man darf das ja jetzt in Deutschland nicht sagen, aber ich halte ihn auch nur für einen recht geschickten und amüsanten Feuilletonisten, der freilich, was bei uns sehr selten

und darum wirklich ein Verdienst ist, einen leserlichen Stil schreibt.“

Wir springen dann ins Politische. Ich frage nach seiner Meinung über die Geschichte von Panama.

„Das ist nicht so einfach. Als Parlamentarier werd' ich Ihnen anders antworten und anders als Philosoph, der die Entwicklung des nationalen Geistes prüft. Parlamentarisch gesprochen: die Situation ist ja gar nicht einmal so schlimm. Es sind ein paar Namen compromittirt, aber das ist doch wahrlich nicht das erstemal. Der Fall Wilson war viel bedenklicher und schlimmer, weil er auch den Präsidenten traf, der heute nicht im Spiele ist. Die Presse hat Geld genommen — dazu brauchen wir kein Panama, um das zu erfahren. Viele Abgeordnete haben Geld genommen — das konnte man sich auch schon lange denken. Minister haben Geld genommen — ja, warum soll Einer, wenn er vom Deputirten zum Minister auf-rückt, plötzlich ein neues, empfindlicheres Gewissen kriegen? Und es scheint immer deutlicher, dass so ziemlich alle Parteien compromittirt sind. Bis jetzt nennt man noch keinen Boulangisten. Aber ich würde mich gar nicht wundern, und es würde gar nichts beweisen: denn es gibt keine gute und keine schlechte Partei, sondern das parlamentarische System ist faul und verdirbt Alle. Die Forderung der Revision ist der unvermeidliche Schluss aus der Geschichte von Panama“

„Und philosophisch gesprochen?“

„Ja — wenn ich auf die Entwicklung des nationalen Geistes sehe und die Zeichen der Zeit überlege, dann möchte ich wohl sagen: Panama wird der letzte Stoss zur Revolution sein. Die Erbitterung im Lande gegen das Geld ist ungeheuer. „Bankier“ ist der grösste Schimpf, den Sie heute Einem bei uns sagen können. Wenn der ehrlichste Mann auf der Tribüne steht und Alles begeistert lauscht, so brauche ich bloss

zu rufen: „Und dein Freund, der Bankier X?“ und es ist aus: der Redner wird verhöhnt, beschimpft und niedergezischt, und Niemand mehr will auf ihn hören. Es ist gegen den Bankier eine Stimmung, wie gegen den Generalpächter damals.“

Und dann leise, sinnend, indem er noch eine von den schmalen, parfümirten Cigarretten nimmt: „Ja ich glaube die Revolution ganz nahe. Und ich gehe mit. Ich gehe mit auf die Barrikaden.“ Er schweigt nachdenklich eine Weile und wandert, und ich sehe auf das Bild vor mir, das einzige in dem weiten Zimmer, auf den todten General.

Der moralische Dandy proletarisch auf der Barrikade — es muss doch noch ein Winkel in seiner Seele sein, den seine Bücher nicht verrathen. Ich muss es ihm bekennen. „Wissen Sie, was uns wunderlich scheint und nicht recht verständlich? Das ist der nervenzärtliche Poet der feinen, entlegenen und distinguirten Dinge vom letzten Grunde des verschwiegenen Gemüthes und der laute Boulangist der Arbeiter von Nancy in der nämlichen Person. Das können wir uns gar nicht reimen.“

„Aber die Erklärung ist doch gerade in meinen Werken. Sehr einfach und höchst logisch. Ich suche die grösste Summe der stärksten Reize für Nerven und Sinne. Möglichst viel in möglichst heftigen und möglichst seltenen Emotionen fühlen, mit allen Sinnen immer Neues neu geniessen und den Nerven die reichste Fülle an Erlebniss geben, unendlich die Frissons vermehren — Sie erinnern sich! Na also — mein Mandat ist mir nur ein Mittel, mir besondere Emotionen zu verschaffen, die ich sonst entbehren müsste. Ich bin in der Kammer, um ungekannte Sensationen zu erfahren, die nur dort zu holen sind. Wie man nach Italien geht, um sich mit italienischen Impressionen zu füttern, so gehe ich ins Parlament um parlamentarisches Futter für meine Nerven. Das ist es.“

„Wissen Ihre Wähler das?“

„Die klügeren werden es wohl allmählig schon gemerkt haben.“

„Und sie lassen es sich gefallen?“

„Warum nicht? Es ist nicht zu ihrem Schaden. Sie befinden sich dabei sehr wohl. Ich nehme es mit meinen Pflichten gegen die Wähler sehr ernst. Ich stimme genau, wie sie es von mir verlangen. Ich vertheidige ihre Bedürfnisse und Forderungen unablässig. Ich richte jeden Auftrag mit peinlichem Eifer aus. Ich handle durchaus, wie sie es brauchen. Was ich mir dabei übrigens denke, warum ich es thue, und wie ich nebenbei auch selber auf meine Kosten zu kommen suche, das kann ihnen gleich sein. Wenn ich nur für sie Sorge — und das geschieht redlich! Und ich glaube fast: wenn ich ihnen mein Verfahren, das Parlament nur so als Theater seltener Reize auf mein Gemüth zu nehmen, unverhohlen bekennen würde, es würde sie sehr amusiren und könnte mich nur in ihrer Gunst bestärken. Der *esprit gouaillieur* unseres Volkes ist für derlei sehr empfänglich.“

Ob man mit der Theorie in Favoriten oder Hernals etwa sein Glück machen könnte?

III.

(Februar 1894.)

Jetzt reden Alle wieder von ihm. Man hat sein Stück verboten, die *«Journée parlementaire»*, die bei Koning kommen sollte. Freunde wollen in der Kammer protestiren. Das Théâtre Libre, durch seine Verfassung ohne Censur, wird ihn spielen. Zeitungen bringen Scenarien. Er berichtet täglich. Die Reklame wächst. Das reizt die Neider, welche immer nur die Unbekannten gelten lassen, und der Hass der Kleinen tobt. Jules Bois

ein Mystiker und Schwärmer, der Dichter des esoterischen Dramas «*Les Noces de Satan*», der statt dieser Bühne der Melpomene von heute eine Bühne des Hermes von morgen will, etwas konfuser Herold von vergessenen Priesterschaften, zieht ein Register seiner Sünden und die heimlichen Revuen der Verkannten lästern giftig. Und so im Schwall und Taumel von politischer Fehde, Hetze der Rivalen und dem blinden Lärm der Presse schwanken, schwinden und verschwimmen seine Züge.

Es ist schwer, seine Art zu treffen und zu fangen, weil es scheint, dass er keine Seele, sondern einen Plural von Seelen hat, die streiten. In dem schmalen, hageren und blassen Dandy, der mit dieser weichen und gedämpften Rede, diesen schlaffen, englisch vagen, nonchalanten Gesten ein bisschen an den langen Prinzen von Hernals erinnert, ist Zwist von allerhand Personen. Eine scheint die andere zu leugnen, sie wollen sich nicht vertragen.

Da ist erstens der Barrés der „*Taches d'encre*“. So hiess eine kleine, aber hochmüthige Revue von gesuchten, fremden, seltenen Alluren, die er 1883, eben einundzwanzig alt, redigirte. Hier und in seinen Chroniken der „*Revue Contemporaine*“ sind alle Keime jener stillen, zarten, eleganten Dinge schon, die ihm für seine Romane dann die Begeisterung der Jugend und den Dank der unruhigen und banger Denker brachten: der stolze Drang des Künstlers, einsam und frei zu werden, keine Welt zu kennen als die eigene Seele, kein Gesetz zu hören als seinen Wunsch, *préoccupé de la vie intérieure* und der *recherche des sensations exquisés et profondes* ergeben; der Hass und wilde Dünkel gegen die „Barbaren“, gegen die breite Menge der Gemeinen, der *dédain de la vie commune*; die schwüle Angst um Zucht und Pflege von unbekanntem feinen, adeligen Gefühlen; der Zug zur Welt, aus der einzelnen Race

fort zur ganzen Menschheit, in das grosse Vaterland der Elite an den Nerven, an den Sinnen, mit dem heftigen Triebe: «à l'âme française substituer l'âme européenne»; und endlich jener erst verhöhnnte, bald berühmte *égotisme*, der den dunklen Begierden der Zeit die Losung wurde, jene *culture du Moi*, jene Lust der Analyse von Extasen, Enthusiasmen und Migränen. Dieser distinguirte, delikate Anarchist, dieser Dilettant nervöser Künste, der in knappen, nüchternen und sehr exakten Sätzen Träume, Räusche und Delirien definirte, dieser Akrobat und Virtuose der Nuance, das ist der erste Barrés. Das ist der Barrés, den Bourget und alle Raffinirten, die den Pöbel scheuen, jauchzend grüssten. Das ist der Barrés, der bald der Herr der Décadence hiess.

Aber bald meldete sich der Zweite, der Agitator, dann Deputirte von Nancy, der ungestüme Boulangist und Impresario der Revision, der modische Mondaine, der mit allen Hysterien kokettirte, ein Athlet und Disraeli der Carrière, immer mitten im Gewühle der täglichen Begierden, hastig, cynisch, grausam, unersättlich an Reklame und ach! so unendlich weit von jenem sanften, klösterlichen Wunsche des ersten: «qui donc saura nous faire connaître l'existence comme un rêve léger!» Der Eremit von zärtlicher, verschwiegener Schönheit jetzt in der rauhen Hast und Gier der Kammer! Der zaudernde Poet und Lauscher halber Töne, scheuer Farben im lauten Taumel nach den gemeinen Ehren des Boulevard! Man reimt es schwer, wenn er auch freilich die deutliche Lösung giebt: «Nul n'a vécu pleinement, s'il n'a joui des ivresses de la solitude et des ivresses du triomphe.» Oder wie er mir einst sagte: „Möglichst viel in möglichst heftigen und möglichst seltenen Emotionen fühlen, mit neuen Sinnen immer Neues neu geniessen, unendlich die Frissons vermehren — mein Mandat ist nur ein Mittel dieser Methode. Die Kammer soll mir, als ein Theater seltener, sonst

versagter Reize, ungekannte Sensationen geben. Wie man nach Italien um italienische Extasen reist, so will ich parlamentarische Impressionen.“

Und da kommt plötzlich, leise erst und noch verhalten aber beharrlich und zähe, wieder ein neuer, der dritte Barrés, weder mit jenem skeptischen, subtilen Elegant, noch mit diesem bunten Cabotin verträglich. Er hat fremde Worte, die lange aus der Mode sind: von Recht, Pflicht und Tugend. Man mochte es anfangs, voriges Jahr in Neuilly, für einen listigen Kniff des Kandidaten nehmen. Aber seit er nicht mehr in der Kammer ist, wieder reisen, unbekümmert schwärmen, launisch schwelgen könnte, keine nützlichen Phrasen mehr braucht, wachsen diese Zeichen noch, statt zu schwinden. Er sagt es nicht deutlich, aber hat den Ton, den traurigen und strengen Ton der Convertiten. Es klingt wie eine tiefe Klage um ein verlornes Gewicht und Maass der Thaten, um ein Gesetz, das eitle Launen bändigen, irre Kräfte leiten könnte, um eine verlässliche Norm. Es ist die Sprache jener *Compagnons de la vie nouvelle*, die Paul Desjardins unermüdlich wirbt, unentschieden zwischen indischen und christlichen Geboten, aber zum Gehorsam unter eine strenge Zucht entschlossen. Etwas Apostolisches für eine neue Moral wird vernehmlich. Die Lüste des Stylisten, die geschmeidigen Künste des Verstandes schweigen. Der Zorn gegen den *bon compagnon opportuniste* verdrängt die feinen Freuden seltener, gesuchter Adjektive. Die Armen im Geiste, die ihre Noth in Demuth tragen, gelten jetzt. Gesinnung wird gesucht, nicht Stimmung. Er hat jetzt Gewissen. Das ist der dritte Barrés, der Barrés seit Panama. Die knappen, herben und virilen Noten, die er da, als dieser Sturm das Land verheerte, im „Journal“ und „Figaro“ geschrieben, haben einen mächtigen Accent des Predigers und Richters, der strafen und bekehren, nützen, helfen, retten, Menschen

dienen will, dass man an Michelet oder lieber noch an Pascal denken mag.

Es wird eine Kost verwöhnter Gaumen, wenn dieser Meister zärtlicher und reiner Harmonien einmal seine drei Personen zu versöhnen trachtet. Aber es ist auch möglich, dass er lieber eine vierte, eine fünfte, immer neue sucht. Er hat doch neulich gestanden und das kann der Schlüssel seiner wunderlichen Weise sein: «Car il n'est qu'une chose que je préfère à la beauté, c'est le changement.»

13.

Ferdinand Brunetière.

Seit dem kläglichen Skandale, der den armen Charles Buloz vertrieb, zeichnet Herr Ferdinand Brunetière, von der Akademie, als *directeur-gérant* der *Revue des deux mondes*. Das ist sicherlich kein Verlust. Aber man kann auch nicht sagen, dass es ein Gewinn ist. Es ändert nichts. Alles bleibt. Es äussert nur, was auch sonst schon war, indem der Geist jetzt genannt wird, der lange hier herrscht. Herr Brunetière ist lange schon die *Revue* und die *Revue* ist nur noch Herr Brunetière. Ihre Triebe und seine Kräfte decken sich. Ihr Wesen ist seine Bedeutung: denn die Kunst von heute, jede Neuerung und was man die Moderne nennt, hat keinen kühneren, klügeren, heftigeren, redlicheren und gelehrteren Gegner, von dieser Würde und Leidenschaft.

Er streitet gegen die Gesinnung der Zeit, indem er, während rings sensitive Kritik geübt wird, eine dogmatische Kritik verlangt. Und er streitet gegen das Wesen der neuen Kunst, die nur auf sich selber hören will, während er die Schönheit unter moralische